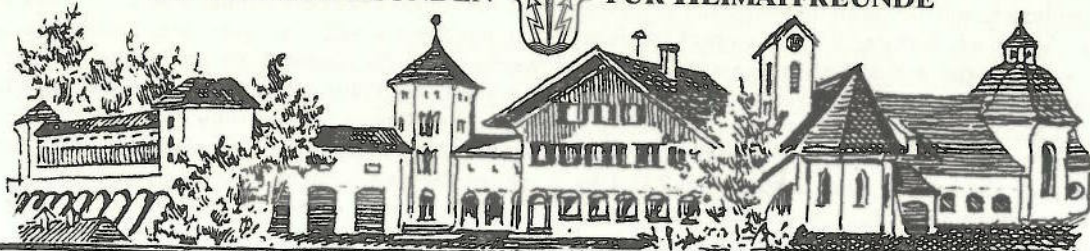


GESCHICHTE UND GESCHICHTEN

VON HEIMATFREUNDEN FÜR HEIMATFREUNDE



AUS VERGANGENEN ZEITEN

»...habe die Verachtung gefühlt, die auf dem niederen Volk lastet«

AUS DEN »JUGENDERINNERUNGEN« DES
EHEMALIGEN BAYER. MINISTERPRÄSIDENTEN DR. WILHELM HOEGNER (SPD)

FORTSETZUNG

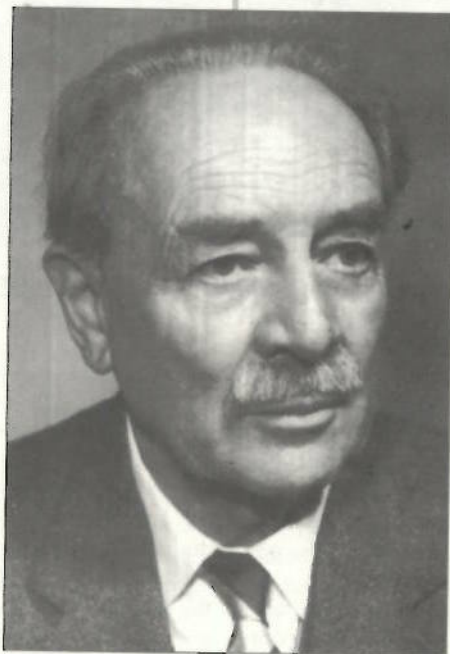
Perach - Studienjahre in Burghausen - Töging

Im ersten Teil seiner »Jugenderinnerungen« schilderte Wilhelm Hoegner die kargen, aber doch schönen Jahre seiner Kindheit und ersten Schulzeit in Thann Matzbach (Lengdorf) und Aufhausen bei Altenerding. Circa 1896 wurde dann sein Vater als Stationsmeister nach Perach versetzt, weil die Bahnstrecke Markt Schwaben - Erding zur Nebenstrecke erklärt worden war und dort nur mehr Bahnwärter Verwendung fanden. In Perach besuchte Hoegner zunächst die 4. Klasse der dortigen Volksschule. Er erzählt darüber:

»In Perach mußte ich zunächst noch die Volksschule besuchen. Kirche und Schule standen auf einer Anhöhe, ungefähr eine Viertelstunde von der Eisenbahnstation entfernt. Der Weg dahin führte zunächst an einem Bach entlang, der bei der Station einen Wasserfall bildete und dann in einem breiten Bett dem Inn zuströmte. Halbwegs zum Dorf war am Bach die Eichmühle. Der Müller war ein Sonderling. Er grüßte und gebrauchte auch sonst das Wort »Heilo«. Vor seiner Türe hingen tote Kreuzottern, die er in den benachbarten Innauen fing.

In der Schule ging es mir gut, ich war bald der Liebling des Hauptlehrers und des Pfarrers. Im Sommer 1897 kam ich in die 5. Volksschulklasse. Meine Eltern wollten mich studieren lassen. Der Pfarrer hoffte, daß ich Geistlicher werden würde, wie auch meine Mutter dies wünschte. Der Hauptlehrer ließ mich in den Ferien durch seinen Sohn, der Junglehrer war, auf das Gymnasium vorbereiten. Ich lernte grammatikalische Ausdrücke wie Indikativ, Konjunktiv, Singular, Plural und dergleichen.

Das nächstgelegene Gymnasium war Burghausen an der Salzach. So fuhr ich Anfang September 1897 mit meinem Vater nach Markt mit der Eisenbahn, von da gingen wir zu Fuß in die etwa zwei Stunden entfernte Stadt Burghausen. Das war damals eine armselige Stadt.



Durch den Frieden von Teschen im Jahre 1779 war sie von dem reichen Hinterland, dem an Österreich abgetretenen Inn- und Hausruck-Viertel, abgeschnitten worden und völlig verarmt. Die Bewohner lebten zum Teil von den Mieten und sonstigen Ausgaben der 350 Schüler des Gymnasiums. Etwa die Hälfte von ihnen war in Internaten, dem Königlichen Seminar, dem Bischöflichen Seminar und dem Kapuziner-Seminar, die übrigen wohnten in Miete bei den Stadtbürgern.

Mein Vater erkundete für mich ein Zimmer bei einer Bäckermeisterswitwe, die an Studenten vermietete. Die Miete betrug nach meiner Erinnerung 15 oder 18 Mark im Monat. Das Frühstück war mit eingeschlossen. Dann machte sich mein Vater auf den Weg, für ein Mittagessen für mich sogenannte Kostplätze zu suchen. Es gab in der Stadt eine Anzahl Bürger und Anstalten, die armen Schülern ein unentgeltliches Mittagessen verabreichten. Ich erhielt Kostplätze im Gasthaus »Zur Post«, bei einer Brauerei, bei

einer Apothekerswitwe, im Kapuzinerkloster, im Bischöflichen und Königlichen Seminar.

Im Gasthaus »Zur Post« war eine freundliche ältere Kellnerin, die uns Studenten bemutterte und später einen unserer Professoren heiratete. Bei der Apothekerswitwe bekam ich meistens Rindfleisch mit Spinat, sie war weniger freundlich und taute erst auf, als ich ihr mein Weihnachtszeugnis zeigen konnte. Vom Kapuzinerkloster ist mir noch der ständige Stockfisch in Erinnerung. Am wohlsten fühlte ich mich im Bischöflichen Seminar. Dort hatte ich unter den Bauernbuben, die Pfarrer werden sollten, nicht das Gefühl, ein armer Schlucker zu sein. Es gab meistens Rohnudeln mit Kletzenbrühe.

Aus einer merkwürdigen Scheu ging ich nie zum Kostplatz im Königlichen Seminar, sondern wanderte an diesem Wochentage immer zur Burg hinauf. Aber gerade dieses Seminar sollte mein Schicksal werden...

Noch im Juli 1899 erhielt mein Vater eine Zuschrift von der Regierung Oberbayern, in der mir ein Freiplatz im Königlichen Seminar

Töging - hier lebe ich - hier kaufe ich ein!

zugesprochen war. Das war für meine Eltern eine große Erleichterung, weil damit die Zimmermiete für mich wegfiel und ich keine Kostplätze mehr zu suchen brauchte. In dem Schreiben war festgelegt, was man an Leibwäsche mitzubringen und einzumerken hatte. Ich erhielt die Nr. 47. So trat ich dann im Herbst in dieses Königliche Seminar ein. Der Vorteil für das spätere Leben lag darin, daß man sich an strenge Pünktlichkeit gewöhnte: An Werktagen mußte man um 5.30 Uhr früh, an Sonntagen um 6 Uhr aufstehen. Von 6.00 bis 7.00 Uhr morgens war Studierzeit in einem großen Studiensaal, um 7 Uhr gab es ein Kakao-Frühstück mit einer Semmel, um 7.15 Uhr mußte man im geschlossenen Zuge in die Studienkirche zum Gottesdienst, um 8 Uhr begannen die Unterrichtsstunden am Gymnasium. Um 12.30 Uhr fand das Mittagessen in einem großen Speisesaal statt. In der Mitte aß der Direktor mit 2 Präfekten. In einem großen Rechteck standen dann die Tische mit den Studenten, streng nach Schulklassen geordnet. Das Essen war gut und reichlich, am Mittwoch gab es immer Boeuf á la mode mit Knödeln, am Freitag als Fasttag eine Mehlspeise, am Sonntag wurden als Nachspeise noch ein paar Bratwürstchen gegeben. Am Freitagabend aber bekamen wir saure Heringe, die ich immer unberührt ließ. Von der 6. Klasse an bekamen die Schüler am Abend zu den Würsten mit Sauerkraut einen Viertelliter Bier.

Damals gab es mit Ausnahme von Mittwoch und Samstag Nachmittagsunterricht am Gymnasium. So hatten wir nach dem Mittagessen nur eine Viertelstunde Freizeit im kleinen Seminargarten an der Salzach, in dem auch eine Kegelbahn stand, die aber nur von den höheren Klassen benutzt werden durfte. An die Freizeit schloß sich eine halbe Stunde Lesezeit an, dann ging's wieder ins Gymnasium. Zwischen 16 und 17 Uhr fand ein Spaziergang in geschlossenem Zuge statt, meist kam man nur bis zum Bahnhof, dann mußte man wieder umkehren, weil von 17 bis 19 Uhr Studierzeit war. Das Abendessen fand um 19 Uhr statt, daran schloß sich eine halbe Stunde Freizeit, von 20 bis 20.45 Uhr war Lesezeit, dann mußte man zu Bett. Für Schüler der höheren Klassen war es gestattet, die Studierzeit am Abend bis 22 Uhr auszudehnen.

An Mittwochen, Samstagen und Sonntagen dauerte der Nachmittagsspaziergang zwei volle Stunden. Er führte in die Umgebung der Stadt, etwa nach Raitenhaslach, zum Kümmerisberg oder in den Marktl Wald, selten nach Österreich.

Für Kleider und Wäsche hatte jeder Schüler seinen eigenen Schrank, die schmutzige Wäsche mußte nach Hause geschickt werden. Wenn mein Wäschekorb mit der gereinigten Wäsche zurückkam, war von meiner Mutter stets ein Gesundheitskuchen beigegepackt, hie und da auch ein Marktstück als Taschengeld.

Strenge Zucht - Schrullige Lehrer - Grausame Mitschüler

An Sonntagen mußte von allen Schülern der Gottesdienst in der Studienkirche besucht werden. Jedem Schüler war in einer Bank ein bestimmter Platz angewiesen. Auf dem Chor hatte einer der Lehrer die Aufsicht. Er mußte prüfen, ob jeder Schüler seinen Platz einnahm. Einmal hatte ein Schüler aus einem österreichischen Dorf im Gottesdienst gefehlt. Obwohl er nachweisen konnte, daß er in seinem öster-

reichischen Heimatort den Sonntagsgottesdienst besucht hatte, wurde er vom Gymnasium entlassen.

Im Seminar herrschte strenge Zucht. Ein Direktor leitete das Seminar, die Aufsicht über die Schüler sowohl im Studiensaal wie auf den Spaziergängen wurde von sogenannten Präfekten ausgeübt. Sie überwachten auch die Hausarbeiten der Schüler. Ich erinnere mich an einen geistlichen Präfekten, der auch den mündlichen Lernstoff abfragte und nachlässige Schüler jämmerlich mit dem Stocke schlug. Er wurde später entlassen, weil er mit der Schwester des geistlichen Direktors, die als Köchin im Hause waltete, ein Verhältnis anging. Wir Lausbuben hatten die beiden oft auf Spaziergängen in den Kornfeldern beobachtet. Als die Sache ruchbar wurde, kam eine Regierungskommission ins Seminar, wir Schüler wurden über unsere Beobachtungen ausgefragt. Daraufhin mußte auch der geistliche Direktor seinen Abschied nehmen. Wir bekamen einen weltlichen, der Junggeselle war, aber, wie wir heimlich beobachteten, am Abend häufig auf der Veranda des Nachbarhauses mit einer Konditorswitwe beisammensaß.

Der neue geistliche Präfekt, der kam, hatte keine Erlaubnis, Messen zu lesen, weil er nicht an die ewige Verdammnis glaubte, sondern der Meinung war, daß auch die größten Sünder schließlich nach Verbüßung einer längeren Strafe noch der göttlichen Barmherzigkeit teilhaftig würden. Er war ein sehr gebildeter Mann, hatte aber Lieblingsschüler, denen er Bilder aus der Kunstgeschichte zeigte. Ich gehörte nicht zu seinen Lieblingen. Wenn wir auf Ausflügen zum Flusse Alz kamen, pflegte er zu rufen: »Der Jordan, der Jordan!«, was uns

natürlich zum Lachen reizte. Nach dem Tode des Direktors kam er selbst an die Spitze des Seminars. Ich habe ihn noch in der Weimarer Zeit als Direktor gesehen. Später wurde dann das Seminar aufgelassen [1934].

Meine Lehrer am Gymnasium sind mir noch in guter Erinnerung. In der 1. Klasse hatten wir einen sehr angenehmen Klassenprofessor, der uns aber schon vor Nietzsches Philosophie warnte. In der 2. und 5. Klasse gab den Unterricht in Latein und Griechisch ein Studienrat mit einem kurzen Fuß. Er ließ öfters seinen Stock an einer Bank liegen, den dann Lausbuben mit Tinte beschmierten und sich köstlich freuten, wenn ihn der Lehrer wieder in die Hand nahm. Üblich war es auch, den Lehrern auf ihre hellen Anzüge von rückwärts Tinte zu spritzen.

In der 3. Klasse hatten wir einen stämmigen Professor, der den Eindruck eines Gebirglers machte. Er hatte eine sehr elegante Frau, die mit dem einzigen Frauenarzt im Winter auf dem Eise im Wöhrsee Schlittschuh lief, während unser Professor, auf seinen derben Spazierstock gestützt, vom Ufer aus zuschaute. Wir dachten uns unseren Teil und bedauerten den Mann, der übrigens einen ausgezeichneten Hochzeitsmarsch komponiert hatte.

In der 7. Klasse erhielten wir als Klassenprofessor ein kleines Männlein, das schlecht hörte und immer »quid?« fragte, uns auch bei der Lektüre des Homer damit quälte, daß er bei jedem Zeitwort nach Person, Einzahl oder Mehrzahl, Zeit (Gegenwart, Imperfekt, Perfekt, Aorist) fragte. Einen dauernden Gewinn hatte ich von dem Klassenprofessor der 6. und 8. Klasse, einem riesigen Junggesellen. Er vermittelte uns über den Lehrstoff hinaus Abschnitte aus der Kulturgeschichte, ging auf die Persönlichkeiten der Dichter ein und verband



Studiensaal im Kgl. Studienseminar zur Zeit, als Wilhelm Hoegner das Gymnasium in Burghausen besuchte.

damit auch Lehren aus seiner Lebenserfahrung. So warnte er uns vor früher Heirat: »Dann könnt ihr alle 4 Wochen mit eurem Weib und euren Fratzen nach Starnberg fahren, ich aber fahre als Junggeselle nach Griechenland.«

Den Professoren gegenüber war ich verschlossen, sie mochten mich nicht. Ich war in ihren Händen nicht Wachs, das sie beliebig kneten konnten. Sie konnten mich unterdrücken, aber nicht unterwerfen. Das schien sie zu verdrießen. Eine Ausnahme machte der Religionslehrer Faltermeier, der mich sehr schätzte und seine Meinung über mich auch offen aussprach. Er versprach, mir ein nagelneues Fahrrad zu kaufen, wenn ich Geistlicher würde. Obwohl ich damals noch kein Mädchen kannte, habe ich dankend abgelehnt. [Anm.: Wilhelm Hoegner spricht hier vom Professor und Kgl. Geistl. Rat Heinrich Faltermayer, den Ludwig Thoma in seinen »Lausbubengeschichten« ungerechtfertigter Weise als »Kindlein« völlig verzeichnet hat.]

Die Zöglinge des Seminars gehörten meist den sogenannten höheren Ständen an. Ihre Väter waren Fabrikbesitzer, Kaufleute, höhere Beamte, kein Handwerker war darunter. So hatte ich als armer Teufel aus dem Dorfe einen schweren Stand. Meine Mitschüler waren mir fremd, ich gehörte nicht zu ihnen. Damals wußte ich noch nichts von gesellschaftlichen Klassen, herrschender Klasse und Arbeiterklasse, aber ich unterschied mich von ihnen durch mein Elternhaus, Kleidung, Taschengeld, Auftreten nach außen. Nie wurde ich das Gefühl los, einer minderwertigen Gesellschaftsschicht anzugehören, nie kamen zwischen uns kameradschaftliche Gefühle auf. Ich war ein Fremdling in diesem Seminar, ich paßte nicht hinein und wurde als „Außenseiter« behandelt.

Solange es Schulaufgaben gab, schrieben die anderen von mir ab, aber wenn diese Zeit vorüber war, hänselten sie mich auf jede Art und Weise. Mein Hut, mein Anzug wurden lächerlich gemacht, meine Nase, die etwas kräftiger ausgefallen war, verglichen sie mit einem römischen Meilenstein. Einige behaupteten, sie wären an meinem Heimatort mit der Eisenbahn vorbeigefahren und hätten meine Schwester barfußlaufen gesehen.

Ich war sehr empfindlich; sobald meine Mitschüler es merkten, quälten sie mich noch mehr. Von Jugend auf hatte ich ein starkes Gefühl für Gerechtigkeit. Die kleinste Ungerechtigkeit empörte mich zu tiefst. Ich konnte es nicht ertragen, daß sich meine reichen Mitschüler über mich nur deshalb lustig machten, weil mein Vater nicht mit Glücksgütern gesegnet war. Ich hielt mich für ebenso gut wie sie und wollte mich um keinen Preis unterordnen.

Am meisten empörte es mich auch, wenn Vorgesetzte bei der Strafpredigt wegen einer Ungehörigkeit die Teilnahme von Schülern, die schulgeldfrei waren oder nicht den vollen Unterhaltsbetrag zu zahlen brauchten, besonders hervorhoben. Es hieß dann immer, sie seien ihrer Vergünstigung nicht würdig. Das Gefühl erlittenen Unrechts wegen meiner Armut hat meine spätere politische Einstellung wesentlich beeinflusst.

Es gab rühmliche Ausnahmen. Ich erinnere mich an einen Mitschüler namens Velasco, dem Abkömmling eines spanischen Adelsgeschlechtes, der mich nie quälte. Er las die Zeitschrift »Jugend«. Ihm habe ich ein richtiges Kunstverständnis, besonders Abscheu vor Kitsch, zu verdanken.

Die Grausamkeit meiner Mitschüler drückte so stark auf mein Gemüt, daß ich einmal im Herbst nicht mehr nach Burghausen wollte. Aber unerbittlich kam der Tag, an dem ich wieder in das Studierstädtchen abreisen mußte. Schweren Herzens ging ich von Eltern und Geschwistern fort. In der unweit von unserem Dorf gelegenen kleinen Landstadt hatte ich einige Stunden Aufenthalt. Ich fürchtete mich, schon jetzt einen meiner Mitschüler zu treffen und ging deshalb, mein Reisekofferl in der Hand, vom Bahnhof weg in die städtische Anlage hinein. Es war ein schöner, warmer Herbstnachmittag, Spinnenfäden wehten durch die Lüfte, blauer Dunst lag auf den fernem Bergen und ab und zu fiel ein welkes Blatt. Der Park war fast menschenleer. Ich setzte mich auf eine Ruhebänk und träumte, daß aus den Büschen eine schöne Frau käme und mich in die Arme

schlösse. Ach, es wäre wunderbar gewesen, so süß geborgen zu sein! Als ich aus solchen Vorstellungen erwachte, schnitt ich Buchstaben in die Rinde eines Baumes und kam dann auf meiner Wanderung in den Auen immer weiter dem Flusse zu. Dort setzte ich mich wieder auf eine Bank, lauschte eine Zeitlang dem Murmeln der grauen Wellen und warf zum Vergnügen glatte Kiesel über die Wasserfläche. So vergingen die Stunden, mein Anschlußzug war längst verpaßt. Der kühle Abend kam herauf, ich wurde traurig und wußte mir keinen Rat. Mein Gott, ich war noch nicht vierzehn Jahre alt und hatte nicht Mut genug, auf und davon in die weite Welt zu gehen. So zog es mich zur Mutter heim. Ihr wollte ich mein Leid klagen und sie würde es verstehen, daß ich davor zurückschauderte, mich wieder verspotten und quälen zu lassen. Mit leidvollem Herzen und schlechtem Gewissen über meinen Streich fuhr ich mit dem Abendzug in unser Dorf zurück. Vater und Mutter erschrakten, als sie mich erblickten. Man hielt mich wegen meines schlechten Aussehens für krank und steckte mich sofort ins Bett. Die Mutter kochte mir Lindenblütentee und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Lange saß sie im Dunkeln an meinem Bett und weinte zuweilen still vor sich hin. Mir selbst kamen die Tränen, ich dachte daran, daß mein ältester Bruder mit sechzehn Jahren zur See gegangen war. Vielleicht war meiner Mutter dieser ihr Lieblingssohn im Sinn, vielleicht ahnte sie, warum ich zurückgekommen war. Ich hatte nicht den Mut, ihr mein Herz auszuschütten und das ihrige noch schwerer zu machen und schlief schließlich ein.

Am nächsten Morgen wurde ich in aller Frühe geweckt. Die Mutter wollte mich, weil sich der Vater vom Dienst nicht freimachen konnte, in das Studierstädtchen begleiten und mein verspätetes Eintreffen entschuldigen. Die Eltern hatten Angst, daß mir sonst Unannehmlichkeiten erwachsen könnten. Mein kleiner Bruder durfte auf diese Reise mit. Da kein passender Zug von unserem Dorfe wegging, mußten wir die Stunde bis zur nächsten Landstadt zu Fuß zurücklegen.

Ich ging, das Reisekofferl in der Hand, willenlos neben der Mutter her. Wieder war der Tag herrlich schön, die Bauern ackerten auf der Flur und das heisere Geschrei der Krähen erfüllte die Luft. Mein Bruder unterhielt die Mutter mit Fragen und lustigem Geplauder, während ich still in die rauchige Ferne sah. Wir hatten den Wald durchquert und im Flußtal vor uns lag die Stadt. Da packte mich auf einmal wieder der Schmerz. Ich konnte und wollte nicht mehr in das Seminar zurück, ich glaubte, den Hohn der anderen nicht mehr ertragen zu können. Urplötzlich warf ich mein Kofferl weg und rannte in langen Sätzen in die Äcker hinein. Aber da gellte ein Aufschrei an mein Ohr, gleich dem Schmerzensschrei eines tödlich getroffenen Tieres. Der Schrei meiner Mutter schnitt mir ins Herz, mein Starrsinn brach sogleich, mein Fuß stockte, meine Glieder wurden schwach. Da faßte mich auch schon mein kleiner Bruder am Arm, der hinter mir hergesprungen war. Ich ließ mich von ihm auf die Straße zurückführen; er glaubte, mich eingefangen zu haben und glänzte vor Stolz. Die Mutter drückte mich an sich und bat mich bei allen Heiligen, ich solle doch kein Lump werden und ihr nicht den Tod antun. Ach, sie war damals schon alt, meine Mutter, ihre Schläfen waren eingefallen, ihre Haare fingen eben an zu ergrauen und böse Falten gruben sich um ihren Mund. Aber immer noch strahlten ihre vergißmeinnichtblauen Augen wie wundersame Sterne auf uns Kinder herab und vor dem milden Glanz dieser Augen schmolz noch immer unser törichter Trotz dahin. Ich leistete keinen Widerstand mehr. Wir drei gingen zusammen ins Studierstädtchen und meine Mutter entschuldigte mich beim Seminardirektor, daß ich gestern wegen übermäßigen Pflaumengenusses krank und reiseunfähig gewesen sei. Das kam vor um diese Jahreszeit und der Direktor schien es zu glauben.

So blieb ich noch viele Jahre im Seminar und mußte, weil Armut bei den Kindern der Reichen als Schande gilt, noch viel Spott und Hohn über mich ergehen lassen. Aber das kleine Erlebnis hatte mich von Grund auf verändert. Während ich früher meine Empfindlichkeit nicht hatte verbergen können, lernte ich jetzt, mein Herz fest in beiden Händen zu halten und unter Tränen zu lächeln.«

Schluß folgt